



einen unabweisbaren Kern, auf den sie reduziert werden kann, etwa Grammatik als Syntax und Phonetik?

f) Wie verhält sich das, was wir als sprachliche Aktivität, als Handeln begreifen können zu dem, was zur inneren Seite gehört, also zum Wissen, zu mentalen Fähigkeiten? Gibt es eine Brücke zur neuronalen Basis, d.h. können neuronale Strukturen zur Erklärung sprachlicher Phänomene beitragen?

Wittgenstein erwägt die Möglichkeit, „daß gewisse psychologische Phänomene physiologisch nicht untersucht werden können, weil ihnen physiologisch nichts entspricht.“ (1984 (Zettel 609):417)

Antworten auf einige dieser Fragen bieten die drei herausragenden Sprachtheoretiker des 20. Jahrhunderts: de Saussure, Chomsky und Bühler. Auf sie wollen wir uns konzentrieren.

## 2. Ferdinand de Saussure

Die moderne Sprachwissenschaft beginnt mit einem großen Text, dem „Cours de linguistique générale“ von 1916. Ferdinand de Saussure (1857-1913), dessen Name als Autor voransteht, hat das Buch selbst nicht verantwortet. Es wurde postum auf der Basis von Vorlesungen, die Saussure zwischen 1906 und 1911 gehalten hat, zusammengestellt. Seine Schüler haben die Mitschriften mit eigenen Gewichtigungen und Zutaten zum Grundtext struktureller Sprachwissenschaft und des modernen Strukturalismus kompiliert. Der Autor war in vielen Facetten hinter dem Text verschwunden. Saussure selbst wurde - spät erst - selbst Gegenstand der Philologie<sup>1</sup> Es wirkte der Text, gelöst nicht nur vom Verfasser, was ja so selten nicht ist, sondern auch von seinen Diskurszusammenhängen im 19. Jahrhundert<sup>2</sup> und seiner Entstehung aus langjähriger historisch-vergleichender Forschung. Die Diskussion mit einem derart isolierten und vielschichtigen Text führte zu vielen Lesweisen und Missverständnissen, zu strukturell-formalistischen, aber auch zu hermeneutischen Interpretationsgemeinschaften.

Welches Bild von Sprache hat dieser Text so nachhaltig im linguistischen Bewusstsein verankert? Der Einzelne verfügt nie über seine Sprache als Ganzes. Das faktisch beobachtbare Sprechen, die je hervorgebrachte Rede - „la parole“ - ist zufällig, ans jeweilige Individuen und seine Bedingungen gebunden (1967:16). Sie ist die Basis der Sprache, kann aber schon aufgrund ihrer Eigenschaften nicht Gegenstand der Linguistik sein. Als Gegenstand der Linguistik kommt für Saussure auch nicht die menschliche Sprachlichkeit schlechthin, die „langage“ in Betracht, der alltagssprachliche Sprachbegriff erscheint ihm als „wirrer Haufen verschiedenartiger Dinge“ (1967:10), er „widersetzt sich der Erkenntnis“ (1967:23), ist Objekt verschiedenster Disziplinen wie Psychologie, Anthropologie etc. (1967:10). Gegenstand ist die Sprache als kollektiv geteiltes System von Zeichen, die „langue“. Zeichenhaftigkeit meint nicht mehr das traditionelle, seit der Antike gängige Repräsentationskonzept von Zeichen - *aliquid stat pro quo*, die Bezugsrealität ist unabhängig gegeben -, sondern eine mentale Einheit. Für Humboldt war die klassische Rede von Zeichen eine Verkürzung um den in jeder einzelnen Sprache verkörperten spezifischen Weltbezug, der das Denken bestimmt.

---

<sup>1</sup> Vgl. u.a. Jäger 1976, Scheerer 1980 und die Einleitungen von Fehr und Jäger in de Saussure 1997 und 2003.

<sup>2</sup> de Saussure hatte in Leipzig, dem Hort der junggrammatischen Schule, studiert und Gedanken aufgegriffen, die sich auch etwa bei Georg v.d. Gabelentz u.a. finden (vgl. Coseriu 1967).

De Saussures Gegenstand ist konkret, ist real (1967:18) - sonst wäre er kein legitimes Objekt einer Wissenschaft, und hier mag der Positivismus des 19. Jahrhunderts anklingen. Die Sprache erscheint als Produkt, als Inventar, für de Saussure ist „die Sprache [langue] das Depot der Lautbilder und die Schrift die greifbare Form dieser Bilder.“ (1967:18)

Das Zeichen hat einen Träger, das mentale Lautbild. Eine Reihe von Phonemen, so ist es hier und im Strukturalismus gedacht. Das Lautbild ist insofern real und „greifbar“, als es sekundär in der Schrift abgebildet werden kann. In der Schrift zeigt sich allererst der Systemcharakter. Das Zeichen ist eine mentale Einheit, in der untrennbar Lautbild als Träger (signifiant) und Vorstellung (signifié) verbunden, assoziiert sind. Eine solche Einheit hatte auch schon Humboldt für das Wort, das „den Begriff durch seinen laut hervorrufen [...] der Begriff aber erst selbst seine Vollendung durch das Wort erhält und beide nicht voneinander getrennt werden können.“ (v. Humboldt 2004:99).

„Vorstellung“ als Bedeutung etwa eines Wortes ist einige Jahre nach Freges Kritik (1975: 41f.) durchaus problematisch, sofern damit kollektiv Geltendes gemeint ist. Jedenfalls sind es hier keine vorab gegebenen Vorstellungen, die dann nur noch in der einen Sprache mit diesem, in der anderen mit jenem Lautbild verbunden wären (1967:139). Das Zeichensystem stellt Saussure sich nicht als Reihe von Nomenklaturen vor. Vielmehr heißt „Systemhaftigkeit“, dass ein Element seinen Bezeichnungscharakter erst in Abgrenzung zu den bezeichneten Vorstellungen anderer Elemente gewinnt, seine Bedeutung gewinnt es aus dem Wert [„valeur,“] im System. So wie *gut* seinen Wert aus der zugrunde liegenden Notenskala erhält. Wenn etwas geäußert wird, ist immer das qua Gesagtem Abwesende ausgeschlossen. Die Identität entsteht aus der Differenz. Nicht aus einer Beziehung zur Realität, sondern in der Relation zu anderen Zeichen, die seinen Wert ausmacht. Ohne die Verschiedenheit der Zeichen gibt es keine Identität; jedes hat seine Einmaligkeit in der Abgrenzung. Die Differenz macht das Zeichen aus. Isoliert würde es nichts bedeuten.

In der Äußerung bestimmt sich die Bedeutung durch zwei Systemrelationen:

a) Zeichen treten zu dem, was außerdem noch gesagt wird in eine „syntagmatische Relation“ (*Der Gärtner + schneidet + den Rasen*). Die Zeichen werden notwendig nacheinander artikuliert („Prinzip der Linearität,“), können nicht zugleich an derselben Stelle präsent gemacht werden. Sie erscheinen aber als Miteinander, wie es in der Schrift räumlich sichtbar wird.

b) Zeichen sind mit anderen Zeichen verbunden, die in der Artikulation abwesend sind. Es handelt sich um Zeichen, die miteinander in „assoziativer“ (Saussure) bzw. paradigmatischer Relation stehen. Wenn der Gärtner den Rasen schneidet, *mäht/harkt/düngt...* er ihn nicht. Die Präsenz des Zeichens bezieht ihren Wert aus der Absenz anderer. Das Sprachsystem konstituiert sich durch die Differenzen, so die saussuresche „Semiologie“.

Im Ordnungssystem der „langue“ ist die Veränderung, die Diachronie mitgedacht, auch wenn schwer zu sagen ist, wann ein neues „Sprachstadium“ (Lieb) erreicht ist. Im Sprechen gilt die „synchronische Gleichheit“, wie sie auch die Sprechenden fühlen. Und doch ist Sprache immer in Bewegung, und zwar notwendigerweise, denn „jedes Symbol existiert nur, weil es in die Zirkulation hineingeworfen ist.“ (zit.n. Fehr 1997:107); im Nachlass wird noch deutlicher, dass der authentische Saussure an Humboldts *Energiea*-Konzept anknüpft<sup>3</sup>. Die Synchronie ist in die Dia-

---

<sup>3</sup> Den Humboldt-Bezug wie die Stoßrichtung gegen die positivistische Indogermanistik des 19. Jh. hat übrigens Bühler (1934:7) klar gesehen. Interessant auch, dass er von „halbfertigen Entwürfe[n]“

chronie eingelagert; sie ist nicht - wie öfter in Einführungswerken zu lesen - der einzige legitime Gegenstand der Linguistik. Die Sprache lebt in der Veränderung und in der Weitergabe über die Generationen, bei der sie sich kaum merklich - besonders im Lautbereich - ändert. In ihrer Dynamik eröffnet sie keinen Spielraum für die Verfügung des Einzelnen. Sie ist, was sie ist, die Zeichen bedeuten, was sie bedeuten - nicht als Nomenklatur oder Konvention oder Repräsentanz einer natürlichen Ordnung, sondern „arbiträr“. Das meint bei de Saussure nicht Beliebigkeit, sondern fehlende innere Korrelation Laut-Vorstellung, systembedingte, nicht regelhafte Ordnung der Vorstellungen, Nicht-Reduzierbarkeit auf Anderes, Autonomie des Zeichens und damit des Gegenstands der Sprachwissenschaft. Da kann nicht einfach eingegriffen, das muss so gelernt werden. Die Zuordnung von Lautfolge [tɪʃ] und Vorstellung 'Tisch' ist nicht extern motiviert. Dass es Bereiche von Motiviertheit gibt, räumt Saussure ein. Die Sache ist aber sicher komplizierter, so wären Ähnlichkeitsprinzip (Kruszewski, Jakobson u.a.) und Analogie (Paul u.a.) stärker zu berücksichtigen, als de Saussure es tut.

Die Sprache gewinnt ihre Dynamik aus dem Sprechen. Das Sprechen kommt zuerst. Durch das Sprechen sedimentiert sich die Sprache in den Gehirnen der Vielen und wird kollektiver Besitz, soziale Tatsache („fait social“). Dort verankert erscheint sie - nach Saussures Bild - wie eine Symphonie, „deren Realität unabhängig ist von der Art und Weise wie sie aufgeführt wird; die Fehler, welche die Musiker machen können, betreffen diese Realität in keiner Weise.“ (1967:21). Ohne die Symphonie, niedergelegt in Noten oder Gehirnen, könnte es keine Aufführung geben. Insofern ist das, was hinter dem Sprechen oder Musizieren steckt, die eigentliche Realität, die zu erforschen ist. Das System hinter den Phänomenen ist von höchster Ordnung und Realität, in seiner Artikulation und historischen Dynamik genügt es den gesellschaftlichen Anforderungen und stellt eine soziale Tatsache besonderen Ranges dar. Gegenstand ist damit das System einer Einzelsprache, nicht ihre physiologisch-biologischen oder akustischen korrelate, auch nicht die Universalien menschlicher Sprachen oder die Sprachfähigkeit schlechthin.

Mit der Emanzipation ihres Gegenstandes ist erstmals die Linguistik als Disziplin legitimiert und das macht diesen Ansatz so erfolgreich.

Seine Schwäche liegt darin, dass mit dem Sprechen, der Artikulation, der Rede die authentische Kommunikation, das Handeln mit Sprache aus dem Fokus verschwindet. Das Gesprochene wird wieder relevant im amerikanischen distributionalistischen Strukturalismus, der mit unbekanntem Indianersprachen konfrontiert ist, und eine Korpusmethodologie braucht. Sie sucht sich vom Subjekt, von der Intuition und vielfach auch von Bedeutungen unabhängig zu stellen, hält nur das Beobachtbare für zugänglich und entfernt sich so von de Saussure und Analysen des Mentalen. Allerdings nimmt Bloomfield das Sprechen als Prozess, wenngleich - nachdem er sich 1914 von der Wundtschen Sprachpsychologie verabschiedet hatte (1935: vii) - behavioristisch als Reaktionsform.

Die Etikettierung der „langage“ als vor-wissenschaftlich mag Vorbild für Chomskys Aufgabe des Sprachbegriffs gewesen sein, die Suche nach einer tieferen Realität als dem beobachtbaren Sprachvorkommen leitet beide.

Ein Problem bleibt, dass das (Fundierungs-)Verhältnis zwischen „langue“ und „parole“ nicht wirklich geklärt ist, so dass in der Folge allerlei begriffliche Zwischen-

---

eines noch ringenden Gestalters großen Formates“ (7) spricht, ohne von der Authentizitätsproblematik Kenntnis zu haben.

konstruktionen eingezogen wurden. Ferner wird - wohl in Reaktion auf das 19. Jahrhundert - das Verhältnis der Sprachen zueinander und zur menschlichen Sprachfähigkeit nicht systematisch angegangen; die universellen Strukturen werden dann in der Phonologie (etwa bei Jakobson) allerdings wieder Thema.

### 3. Noam Chomsky

Noam Chomsky (\*1929) gehört zu den meistzitierten Autoren der Gegenwart. Ein großer Teil seiner Schriften ist politisch und kritisiert die Globalisierung, die US-Politik, die Manipulation durch die Massenmedien. Sein Engagement mag die Rezeption seiner linguistischen Theorie befördert haben. Sein - wenngleich loser - Bezug auf den Cartesianischen Rationalismus, auf die Kreativität des Sprachvermögens und die Universalgrammatik verdeckt ein biologistisch-technisches Sprachbild, das durch eine Annäherung an die Naturwissenschaften und den „galileischer Stil“ (Chomsky 2002:98 unter Bezug auf Weinberg und Husserl), demzufolge wissenschaftliche Modelle mehr Realitätsgehalt haben als das, was wir von der Außenwelt wahrnehmen können.

Nicht ein bedeutender Text, die Autorität einer Person, die drei Wechsel des grammatiktheoretischen Paradigmas initiiert und durchgesetzt hat, steht hier im Zentrum. Chomsky treibt den Emanzipationsprozess von der deskriptiven Grammatik der Tradition, der Korpustechnologie der Strukturalisten und der Erforschung des Sprachgebrauchs so weit, dass schließlich der Begriff der ‘Sprache’ fällt. Sprache wird als „Epiphänomen“ diskreditiert.

„Note that the central concept throughout is „grammar”, not „language.” The latter is derivative, at a higher level of abstraction from actual neural mechanisms; correspondingly, it raises new problems. (Chomsky 1981:4)

Wie konnte es - wie konnte Chomsky - dahin kommen? Und was bedeutet dies für die Wissenschaften von den Sprachen?

Chomsky findet seinen Gegenstand nicht in einem Zeichensystem, sondern in einem natürlichen Objekt, das zur Biologie des Menschen gehört. Es ist die „language faculty”, das Sprachvermögen als natürliche und angeborene humanspezifische Eigenschaft. Manchmal spricht Chomsky auch von der „i-Language”, der „internen, individuellen, intensionalen Sprache” im Gegensatz zur „externen Sprache” („e-language”), die als beobachtbares Sprachverhalten unserem Alltagsverständnis entspricht.

Auch de Saussure hatte ‘Sprache’ als menschliches Sprachvermögen, als „*faculté du langage*” expliziert. Er greift aber wohl auch hier zurück auf Humboldt:

„Allein alle einzelne Sprachen finden sich zusammen, alle noch so entgegengesetzte Eigentümlichkeiten vereinigen sich in dem Sprachvermögen [*faculté des langage*] des Menschen. Dieses Vermögen ist der Mittelpunkt des Sprachstudiums, auf den alles in demselben hingehen [...] muß. Das Menschengeschlecht hat ungefähr überall dieselben Bedürfnisse und dieselben körperlichen und geistigen Kräfte, aber es bleibt doch [in Maß und Beschaffenheit] etwas Unbestimmbares übrig, worin sie sich von einander unterscheiden, einander voreilen oder zurückbleiben. Wir haben daher darin ein Gebiet, [das neben der allgemeinen Gleichförmigkeit innerhalb seiner Grenzen eine ganz unbestimmbare und ewig unerschöpfliche Mannigfaltigkeit bewahrt. Doch auch dies Gebiet ist scharf begrenzt] einmal ‘1.’ durch die Natur der Sprachen, als Werkzeuge, die aus einer bestimmten Zahl von Lauten bestehen, und nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen dieser zulassen; dann ‘2.’ durch die Natur des Menschen, die Beschaffenheit seiner Organe und den möglichen Umfang seiner Fähigkeit wahrzunehmen, zu denken und zu empfinden; ferner ‘3.’ durch die unabänderlichen Gesetze der Logik, welchen alle besondere Anwendungen untergeordnet bleiben müssen; und ‘4.’ endlich durch die äußeren, uns umgebenden Gegenstände; ‘aber innerhalb dieser Gren-

zen läßt es eine unendliche und nie zu erschöpfende Vielfalt zu.' Dieses Gebiet [der Raum gleichsam, der frei bleibt nach unten und oben zwischen dem niedrigsten, unausbleiblichen Bedürfnis und der höchsten Ausbildung, nach den Seiten hin für die mannigfaltigste Erreichung derselben Stufen durch verschiedene Mittel] ist das Feld, welches durch das [allgemeine] Sprachstudium erforscht, bearbeitet, und befruchtet werden muß. (v. Humboldt 2004: 168f. (Essai sur le langue du nouveau continent))

Wir sehen, dass die Gemeinsamkeit des Anfangs in eine Differenz mündet, die Chomskys Berufung auf Humboldt fraglich macht. Denn der setzt bei der je aktuellen Spracherzeugung an, mit der der Mensch die Sprache als Einzelsprache kreiert, nach „Kräften“ und vergleichbaren „Bedürfnissen“ also ein Funktionssystem als „Werkzeug“ etabliert, das aus den universellen Möglichkeiten sich speist (1., 2.), dabei der Logik und der Realität folgt. Im Ergebnis entsteht eine spezifische Version, die mehr oder minder perfekt ist und sich diachron ständig wandelt.

Für Chomsky hingegen sind die Sprachen der Welt nur „Variationen über ein einziges Thema“ (2000:7), ihre Verschiedenheit ist beschränkt auf ihre oberflächliche Erscheinungsform, die je unterschiedliche Zuordnung von *sound and meaning*, wie sie in deskriptiven Grammatiken dargestellt ist. Es kommt darauf an, eine Theorie zu entwickeln für die menschliche Sprachfähigkeit, die als „Organ“ beschrieben wird, als Manifestation seiner Gene (2000:4). Das Gen-Konzept wird hier so unklar verwendet wie sonst öfter im Alltag. Es ist gemeint, dass dem Menschen in der Sprach-/Grammatikfähigkeit ein organisches System gegeben ist in Analogie zum visuellen System oder zum Kreislauf.

Auch Humboldt nutzt die platonische Organ-Metapher, um kruden Instrumentalismus abzuweisen, er will allerdings das Weltkonstitutive der Sprache für den Menschen kennzeichnen.

Das Kind erwirbt die Sprache seiner Umgebung, genauer: ihre Form, als Kette von Worten, und das (a) vergleichsweise schnell bis zum Alter von 6-8 Jahren (b) mit bei verschiedenen Individuen uniformen Grammatiken als Ergebnis (Entwicklungssequenzen) und (c) mit beschränkter, oft qualitativ unzulänglicher Erfahrung und (d) ohne negative Evidenz. Was es erwirbt, erlaubt ihm, von begrenzten Mitteln unbegrenzten Gebrauch zu machen: dies Humboldtsche Diktum wird analog zu formalen Sprachen, die Rekursion enthalten bzw. zur Unendlichkeit etwa der natürlichen Zahlen verstanden - nicht als Prinzip der unbegrenzten Reichweite einer Sprache. Das Kind ist sensibel für Strukturwahrnehmungen. Lehr-/ Lerndiskurse, die vielen Stunden der Konfrontation mit Sprache in den ersten 6-8 Jahren, der soziale Impetus - sie sollen keine Rolle spielen. Nur das angeborene Sprachmodul vermag das Rätsel des menschlichen Spracherwerbs, die dürftige Erfahrung mit unzulänglichen, oft falschen Sätzen, zu lösen. Denn es gibt schon im Anfang ein sprachspezifisches Wissen.

„Negative Evidenz“, ungrammatische Sätze, die instruktiv wären, findet das Kind nicht vor. Daher seit den achtziger Jahren die Annahme einer angeborenen „Universalgrammatik“, die aus allgemeinen, unveränderlichen Prinzipien besteht, die für alle Sprachen gelten und nur die Ableitung wirklich adäquater Grammatiken zulassen. Innerhalb der Prinzipien gibt es offene Parameter, die das Kind durch die Konfrontation mit „positiver Evidenz“ füllen kann, so wie ein Schalter in einem Netzwerk umgelegt wird. Der Null-Subjekt-Parameter z.B. legt fest, ob ein pronominales Subjekt realisiert werden muss (Englisch, Deutsch) oder nicht (Italienisch, Türkisch). Jede Festlegung („parameter-setting“) zieht weitere für ein Bündel von Parametern nach sich, so dass sich die Kerngrammatik der betreffenden Sprache bei beschränktem Input als Auslöser vergleichsweise schnell aufbauen kann. Differierende Festlegungen führen auf ganz andere Sprachen.

„Der Wert des Parameters muss durch Erfahrung bestimmt werden“ (Chomsky 1996:15)  
So unterscheiden sich nach Chomsky Sprachen beispielsweise nicht im mentalen Kasussystem (1996:27f.), nur werden im Chinesischen Kasus durch das sensumotorische Performanzsystem nicht artikuliert, anders als im Finnischen mit 15 an der Oberfläche manifesten Kasus, davon 6 lokale.

Ganz überzeugend ist die Kritik von Haspelmath (2002:280ff.) am Parametermodell, die er als Gedankenspiel skizziert. Eigentlich müssten alle Kategorien aller Sprachen, also auch seltenerer wie der (neben Singular, Plural, Dual vorkommende) Trial oder der Quadral angeboren sein und die Sprachen 'wählten' dann aus diesem Set aus; aber wo sollte man die Liste abschließen, unsere gut 5000 Sprachen seien doch nur eine zufällig vorhandene Menge und es wären ganz andere mit zusätzlichen Kategorien denkbar, ja es habe sie vielleicht gegeben oder könne sie geben... Ein universales mentales Kasussystem müsste mindestens die 15 Kasus des Finnischen bzw. noch einige mehr umfassen.

Zu lernen bleiben die Eigentümlichkeiten und Irregularitäten etwa der Morphologie, die Idiome. Der rasche Wortschatzerwerb wird so gedeutet, „dass die Begriffe dem Kind in irgendeiner Weise schon vor der Erfahrung mit Sprache zur Verfügung stehen, und dass es im Wesentlichen Bezeichnungen für Begriffe lernt, die bereits Teil seines begrifflichen Apparats sind.“ (Chomsky 1996:26) Dies ist ein differenziertes lexikalisches Wissen, das so nicht erlernt wird und in Lexika nicht repräsentiert ist. Beispielsweise weiß man, dass ein Buch physikalisch als etwas betrachtet werden kann, das 2 Pfund wiegt oder abstrakt als etwas, das jemand gerade schreibt (vgl. Chomsky 1996:26).

So scheint lösbar, was Chomsky „Platons Problem“ nennt: Das Sprachwissen ist durch die Erfahrung unterbestimmt, es muss ein spezifisches vorgängiges Wissen geben (Im Dialog „Menon“ bringt Sokrates einen Sklaven auf der Basis von unbewusstem Wissen zur Konstruktion eines Quadrats der doppelten Fläche). Wie nach diesem Modell das Kind den Input verarbeitet, ob die Entwicklung kontinuierlich oder mit hoher Variation verläuft, ob die Universalgrammatik von Anfang an wirksam ist oder Reifungsprozesse den Zugang zu Teilen der UG bestimmen (so offenbar auch Chomskys Ansicht in 1996: 13) oder zu einem bestimmten Zeitpunkt (7-12 Jahre) blockieren, ob der Input nur über semantische Eigenschaften der Ausdrücke erschließbar ist (Pinkers „bootstrapping“), das bleiben Streitfragen der Erwerbsforschung, die kognitivistische, konnektionistische, interaktionistische und pragmatische Alternativmodelle bereit hält. Für die Theorie ist vielmehr entscheidend, dass es einen inneren Mechanismus, ein Berechnungsmodul auf genetischer Basis gibt, das im Individuum das Sprechen der jeweiligen Umgebungssprache bei zureichender Exposition erzeugt. Ein Erzeugungssystem auf der Basis einer spezifischen 'Hardware', die einen angeborenen, ausgezeichneten Anfangszustand liefert, der aus dem Input eine Grammatik konstruiert. Das Bild von der Maschine im Menschen, dem Geist als Computer sucht Chomsky durch seinen Humanismus und das Insistieren auf der Kreativität auszubalancieren. So benennt er als Gegenstand der Linguistik meist ein Sprachwissen („knowledge of language“), das unbewusst ist und bleibt, auf das nur indirekt zu schließen ist, etwa aufgrund von Grammatikalitätsurteilen des „native speaker“, dem mehr oder minder wohlgeformte Sätze zur Entscheidung vorgelegt werden. Es handelt sich also eher um ein Know-How mit Konstruktcharakter. Es ist nicht die Normalform des Wissens, von der Wissende wissen, dass sie es besitzen; es gibt keinen reflexiven Zugang des Subjekts. So ist die Frage, wie dann Verständigung möglich ist. Nur dadurch, dass in jedem Individuum einer Gemeinschaft ein ähnliches Wissen ausgebildet ist, was als biologische Tatsache gilt -

nicht etwa durch die Hörergemeinschaft und die Teilnahme an Verständigungsprozessen.

Chomsky hat im Rahmen des Prinzipien-und-Parameter-Modells beschrieben, wie der menschlichen Geist arbeitet:

„Die erste Aufgabe besteht darin, die Wörter zu identifizieren und sie ihren Kategorien zuzuordnen, wobei wir Gebrauch vom Lexikon machen (...) Nachdem er die Wörter identifiziert hat, verwendet der Geist die Prinzipien der Phrasenstruktur, deren Parameter für das Spanische [Spanisch ist die Beispielsprache in den Managua Lectures, L.H.] fixiert sind, um die allgemeine Struktur der Äußerung zu bestimmen.“ (Chomsky 1996:91)

Der Geist erscheint wie ein Linguist, der eine Sprache untersucht. Und zwar ihre Anatomie als Kombinatorik von Wortformen, nicht ihre Bedeutungen:

„In Wirklichkeit heißt der größte Teil der Bedeutungstheorie Syntax. Dabei handelt es sich um eine Theorie über Repräsentationen im Geist - über mentale Repräsentationen und die Berechnungssysteme, durch die besagte Repräsentationen hervorgebracht und modifiziert werden.“ (Chomsky 1996:183)

Dies geht weit über das (beim frühen Chomsky zu findende) Verständnis eines Kalküls hinaus als System von Umformungsregeln für Zeichen, das von Bedeutungen absieht - bei Wittgenstein verbunden mit dem Gedanken der Unausdrückbarkeit der Semantik.

Der Gegenstand ist idealisiert im naturwissenschaftlichen Sinne, am deutlichsten in der älteren Figur der „Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers in einer homogenen Sprachgemeinschaft“. So wie es auf das Wissen über Schach und nicht auf die faktischen Züge, auf das mathematische Wissen als Teil eines Wissenschaftsmoduls und nicht auf die konkreten mathematischen Operationen ankommt, so auf das Sprachwissen, das Sprachvermögen. Letzteres aber ist als angeborenes Sprachwissen empirisch nicht zugänglich, durch externe Experimente nicht nachweisbar. Damit wankt auch das Argument der „Uniformität“ der im Erwerb ausgebildeten Grammatiken: darüber können wir nichts wissen, es könnten sogar unterschiedliche Kompetenzen zu Äußerungen derselben Art führen.

Eine Forschungsmethode für diesen Gegenstand gibt es denn auch nicht:

„Was meine eigenen Forschungsmethoden angeht, so habe ich in Wirklichkeit gar keine. Die einzige Forschungsmethode ist, ein ernsthaftes Problem sorgfältig zu studieren und zu versuchen, Ideen zu entwickeln, was die Erklärung dafür sein könnte, und währenddessen gegenüber allen Arten von anderen Möglichkeiten offen zu bleiben. Gut, das ist keine Methode. Das heißt nur, sich vernünftig zu verhalten, und soweit ich weiß, ist das überhaupt die einzige Art, ein Problem in Angriff zu nehmen, ob das nun ein Problem in der Arbeit des Quantenphysikers ist oder was immer sonst.“ (Chomsky 1996:201)

Sprache ist kein empirisches Faktum und daher kein wissenschaftlich zugängliches Objekt. Vorfindlich ist der Gebrauch, die aktuelle Rede mit all ihren Zufälligkeiten, Sprechereigentümlichkeiten, situativen Besonderheiten wie Unaufmerksamkeit, Rauschzustand etc. Er könnte Daten liefern, faktisch aber liefert in der Chomsky-Schule überwiegend die Intuition die Daten. Ebenso wie die Erforschung des visuellen Systems nicht darauf zielt, wieso jemand ein Bild an der Wand anschaut, geht es um die mentalen Mechanismen, die dem Sprechen zugrundeliegen, nicht um den Handlungsprozess selbst.

Zugleich wird der Zusammenhang zwischen Sprache bzw. sprachlichen Ausdrücken und Welt gekappt, besonders deutlich in den „New Horizons“ (2000), die das in den 90er Jahren entwickelte „minimalistische Programm“ zur Basis haben. Zwar nutzen Sprechende Wörter, um sich auf die Welt zu beziehen, Sprache ist aber für Chomsky kein System, das die Welt repräsentiert, Wörter referieren nicht, Konzepte wie ‘Referenz’ oder ‘Wahrheit’ sind nur zu gebrauchen für formale Symbolsprachen wie die

Logik im Sinne Freges. Der konzeptuelle Hintergrund von Wörtern wie *Haus* oder *braun* ist unbewusstes vorgängiges Wissen, unzugänglich dem Lernen wie der Blutkreislauf. Im mentalen Lexikon finden sich allenfalls semantische Merkmale, die für ihre Syntax relevant sind (Buch: <Artefakt>). Im minimalistischen Programm - derzeit noch eine Theoriebaustelle - wird versucht, das Sprachvermögen stärker in die Gehirnarhitektur einzubinden. Das Modell soll im Design ökonomisch sein und jede Struktur interpretierbar wohlgeformt, sonst wird sie ausgeschlossen. Es sollen die konzeptuell wirklich nötigen Komponenten der Theorie und nur diese rekonstruiert werden, wobei die syntaktische zentral bleibt. Notwendig sind insbesondere Schnittstellen, damit andere kognitive Komponenten auf die sprachliche zugreifen, sie „lesen“ können. Die Schnittstelle zum artikulatorisch-perzeptiven System sorgt dafür, dass Sprache gehört und gesprochen werden kann. Der Ausdruck von Gedanken läuft über eine Schnittstelle mit dem konzeptuell-intentionalen System. Die Lexikon-Schnittstelle greift auf Elemente des Lexikons zu, in dem Worteinheiten mit Laut- und Bedeutungsmerkmalen und ggf. Flexionseigenschaften abgelegt sind, die bereits alles enthalten, was syntaktisch gebraucht wird. Der syntaktische Mechanismus wählt aus dem Lexikon Einheiten aus („select“) und fusioniert sie zu einer Einheit („merge“), dabei werden die herkömmlichen Phrasenstrukturregeln (X-Bar etc.), strukturelle Relationen wie c-Kommando, Rektion, Projektionsprinzip etc. ausgesondert wie alles, was nicht für die Schnittstellen nötig ist. Sodann werden die grammatischen Merkmale überprüft („checking“) und notwendige Umstellungen vorgenommen (z.B. Fragewort nach vorn mit „move“). Bewegungen erfolgen so spät wie möglich und nur gezwungenermaßen. Solche Prinzipien sollen die ökonomischste Derivation ergeben, was aber hochkomplexe, wenig ökonomische Berechnungen voraussetzt. Insofern stellt sich hier verschärft die Frage nach mentaler Realität, bislang ist sie unbeantwortet.

In allen Versionen ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft ein mentales Berechnungssystem, das ersichtlich nach dem Vorbild formaler Erzeugungssysteme der Automatentheorie entworfen wurde, auch wenn auf fehlende Parallelitäten (Semantik; Unzulänglichkeit finiter Automaten etc.) hingewiesen wird. Das Problem ist nicht, dass ein angeborenes Sprachvermögen postuliert wird. Viele teilen eine solche Annahme, die vom Fehlen attraktiver Lerntheorien profitiert. In den „Managua Lectures“ heißt es:

„Ich sollte erwähnen, daß ich den Begriff „Sprache“ verwende, um ein individuelles Phänomen zu bezeichnen, ein im Geist/Gehirn eines einzelnen Individuums repräsentiertes System. Wenn wir der Frage genau genug nachgehen könnten, würden wir herausfinden, daß keine zwei verschiedenen Personen, nicht einmal eineiige Zwillinge, die in derselben sozialen Umgebung aufwachsen, in diesem Sinn exakt dieselbe Sprache miteinander teilen. Zwei Personen können in dem Maß miteinander kommunizieren, in dem ihre Sprachen einander hinreichend ähnlich sind. Im Gegensatz dazu haben wir, wenn wir im gewöhnlichen Sprachgebrauch von einer Sprache reden, eine Art von sozialem Phänomen im Sinn, ein Merkmal, das von einer Gemeinschaft geteilt wird. (...) Es ist fraglich, ob wir eine kohärente Beschreibung davon geben können, wie der Begriff tatsächlich verwendet wird. Das ist für den normalen Sprachgebrauch kein Problem. (...) Aber wenn wir eine ernsthafte Untersuchung der Sprache betreiben, benötigen wir eine gewisse begriffliche Präzision (...), ebenso wie die Physik Begriffen wie „Energie“, „Kraft“ und „Arbeit“ eine präzise technische Bedeutung zuweist, die von den ungenauen und reichlich unklaren Konzepten des alltäglichen Gebrauchs abweicht.“ (Chomsky 1999:35f.)

Chomsky verfolgt eine den Naturwissenschaftlern abgeschauten Strategie:

(a) aus Beobachtungen wird die Existenz einer zugrunde liegenden Größe abgeleitet: So wie Gregor Mendel 1865 die sichtbaren Merkmale von Erbsenpflanzen über Ge-

nerationen hinweg auf Erbfaktoren in den Zellen zurückführte, ohne etwas von Chromsomen zu wissen, postuliert Chomsky ein angeborenes, universelles Sprachvermögen;

(b) wie Wilhelm Johannsen 1909 den Begriff *Gen* für die Erbfaktoren Mendels einführte, prägt Chomsky Terme wie „competence“, „i-language“ oder „language faculty“ für dieses Sprachvermögen;

(c) analog zu der Entwicklung der Chromosomentheorie durch Thomas Morgan und seine Arbeitsgruppe, die die dadurch berühmt gewordene Fruchtfliege, *Drosophila*, untersuchten und das Gen als Abschnitt des Chromosoms identifizieren konnten, das ein spezifisches Merkmal bestimmt, hofft Chomsky die Substanz der *language faculty*, der *i-language* zu erschließen. Oder so, wie sich die Forschung den heutigen Begriff des Moleküls erarbeitet hat, von einer begrenzten Einheit aus Atomen (John Dalton im 19. Jahrhundert) über Ampères intuitiv gewonnene Vorstellungen, dass Moleküle von geometrischer Form und verbindungspezifisch seien, hin zum modernen Konzept charakteristischer Atomgruppen unterschiedlicher Komplexität, deren Struktur und Funktion in Molekularmodellen dargestellt werden kann.

Ein Problem liegt darin, dass Sprache in Chomskys Sinn als natürliches Objekt postuliert werden muss, nicht etwa als eine durch den Verstehenszweck geprägte Menge von Formen, die bestimmter Wissensverarbeitung und Inferenzen bedarf, eine besondere Schnittstelle zur Welt darstellt. Sprache in diesem zweiten Sinne ist das, was etwa die Humboldt-Bühler-Tradition untersucht. Methodologisch kann eigentlich nur versucht werden, durch möglichst plausible Strukturierung der Sprachdaten eine Systematik von Regeln und Transformationen (Phase 1), von Prinzipien und Parametern (Phase 2) oder von allgemeinen Wohlgeformtheits- und Ökonomieprinzipien (Phase 3) zu gewinnen, die dann als theoretische Explikation der *language faculty* gelten kann. Da aber über die konkrete Gestalt keine neurologische Evidenz vorliegt und auch kaum zu erwarten ist, bilden letztlich Intuition und Plausibilitätserwägungen die empirische Basis. Experimente im galileischen Sinne sieht dieser galileische Stil so wenig vor wie Feldforschung. Der Theoriefortschritt ist unabhängig von psycholinguistischen Fortschritten. Was - wie Pinkers „bootstrapping theory“ - gegen die Orthodoxie verstieß, blieb ohne Einfluss auf die Theoriebildung. Dies gilt auch für Untersuchungen, die gezeigt haben, dass der Input keineswegs so chaotisch ist wie angenommen, sondern sogar für den Erwerb strukturiert und im übrigen durch die besonderen grammatischen Regularitäten der gesprochenen Sprache<sup>4</sup> gekennzeichnet. Die zeigt wohlgeformte, funktionsfähige Äußerungen, die aber nicht unbedingt satzförmig sein müssen.

Außen vor blieben auch Daten, die zeigen, dass das Kind in den entscheidenden Jahren mit einer erheblichen Menge an Sprachdaten konfrontiert ist und sein Sprachwissen zielgerecht bearbeitet wird. Chomskys Aussage, der Spracherwerb geschehe erstaunlich schnell, muss im Licht der Empirie mindestens relativiert werden. Für ein so leistungsfähiges wissensverarbeitendes System ist ein Erwerb über eine Dauer von etwa 6 Jahren (für den Sprachkern) nicht so erstaunlich, betrachtet man die Umgebung, die kindlichen Bedürfnisse und die externen Anforderungen. Und ob die zu erwerbende Syntax so komplex ist wie aktuelle formale Modelle, wäre auch erst zu zeigen.

---

<sup>4</sup> Dazu u.a. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: Teil C (exemplarisch etwa C4 4. zum Anakoluth) oder die in Hoffmann 1998 verzeichneten Arbeiten.

Die Plausibilität Chomskys war immer auch eine des Stils und der Notation, die übersetzbar schien in andere wissenschaftliche Kontexte, zugleich aber die - jenseits dessen, was der Galileische Stil gestattet, liegenden - Reduktionen im Sprachkonzept verdeckte. Ausgeblendet, für irrelevant und wissenschaftsunwürdig erklärt wurden

- das Verständigungshandeln zwischen Sprecher und Hörer und die einschlägigen mentalen Prozesse;
- die Sprache als Form, in der über die Realität geredet werden kann;
- der gesellschaftlich-soziale Charakter der Sprache.

Die von Humboldt aufgeworfene Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken findet wie die Semantik in dieser Art des Mentalismus eine allzu einfache Antwort, die Putnam als 'Vehikelmodell' charakterisiert hat:

„Der Geist denkt seine Gedanken auf mentalesisch, verschlüsselt sie sodann in der am betreffenden Ort gegebenen natürlichen Sprache und übermittelt sie anschließend dem Hörer (etwa indem er sie laut ausspricht).“ (Putnam 1991:31)

Mit dem Strukturalismus Saussurescher Prägung bestehen Gemeinsamkeiten. Beide zielen auf etwas tiefer Liegendes, Nicht-Manifestes und lösen den systematischen Zusammenhang zwischen Struktur und kommunikativer Funktion der Sprache auf. Sie abstrahieren zugunsten eines reinen Formgebildes (Saussure) bzw. eines idealisierten Sprachvermögens, das unversehens als universelle Grammatik mit allgemeinen Prinzipien erscheint und in konkreten Strukturdarstellungen aufscheinen soll (Chomsky). Aber: de Saussures „langue“ ist nicht universell, es ist das System einer Einzelsprache und hier sehen wir den Anschluss an Humboldt. Den zentralen Unterschied des authentischen Saussure zu Chomsky macht das folgende Zitat aus einer Nachlassnotiz deutlich:

„Die Sprache (>langue<) ist eine soziale Tatsache. Das Individuum, welches für das Sprechen ausgestattet ist (>organisé pour parler<), kann nur durch die Gemeinschaft, die es umgibt, dazu kommen, <seinen Apparat> zu gebrauchen - ganz abgesehen davon, daß es das Bedürfnis, ihn zu gebrauchen, nur <in seinen> Beziehungen zur Gemeinschaft verspürt. (...)

Die Sprache [>langue<] ist par excellence ein Mittel, ein Instrument, das fortwährend und unmittelbar <seinen Zweck und seine Wirkung> erfüllen muß: sich verständlich zu machen. (...) Und weil das Ziel der Sprache [>langage<], das darin besteht, verständlich zu machen, von einer absoluten Notwendigkeit ist in jeder Gesellschaft, wenigstens in dem Zustand, in der wir sie heute kennen, folgt daraus, daß die Existenz einer Sprache [>langage<] die Eigenheit jeder Gesellschaft ist. (Saussure 1997: 283f.)

Anders auch Humboldt, auf den Chomsky sich gelegentlich - bezogen auf den Aspekt der Kreativität - berufen hat. Für ihn ist Sprache „Thätigkeit (Energieia)“ (Humboldt 1963:418). Er schlägt vor,

„die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, (...) sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken voranschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen“ (Humboldt 1963:419)

„Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern, bis auf einen gewissen Grad, von jeder einzelnen bestimmten.“ (Humboldt 1963:16)

Auch für Humboldt ist das Sprachvermögen humanspezifisch, es ist aber keinesfalls, wie Steven Pinker (1996) in der Chomsky-Tradition postuliert hat, ein „Sprachinstinkt“. Wenn schon das eigentlich Unvergleichbare verglichen werden solle, „so kann man an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellektuellen der Vernunft nennen“ (1963:10). Humboldt insistiert auf einem Sprachrelativismus und betrachtet die gesellschaftliche Verankerung, darin Saussure vergleichbar, als grundlegend:

„In der Erscheinung entwickelt sich die Sprache jedoch nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versu-

chend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. [Die Subjectivität] wird gestärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subject angehört. Indem sie in andre übergeht, schliesst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andern in sich tragende Modification besitzt." (1963:429)

„Das lebendig ineinander eingreifende, Ideen und Empfindungen wahrhaft austauschende Wechselgespräch ist schon an sich gleichsam der Mittelpunkt der Sprache, deren Wesen immer nur zugleich als Hall und Gegenhall, Anrede und Erwiderung gedacht werden kann..." (1963:81)

Damit ist direkt Bühler aufgerufen.

#### 4. Karl Bühler

Der Psychologe und Mediziner Karl Bühler (1879-1963) repräsentiert die funktional-mentale Tradition. Interdisziplinarität war ihm selbstverständlich, gespeist aus genauer Kenntnis auch von Linguistik und Philosophie. Der Nationalsozialismus und die dadurch erzwungene Emigration Buhlers sowie die Besonderheiten der Fachentwicklungen - zwischen Deutschland und den USA - führten zu einer unglücklichen Rezeptionsgeschichte, die in der Linguistik erst mit der Neuauflage der „Sprachtheorie“ 1965 einsetzte und längst nicht abgeschlossen ist.

Buhlers Werk ist vielschichtig und kann hier nur sprachtheoretisch gewürdigt werden. Verwandte Gedanken hatte fast synchron in Wien Wittgenstein entwickelt, sie kannten sich. Anders als Popper aber schätzte Wittgenstein Bühler nicht<sup>5</sup>. Etwa 1909 war schon George Herbert Mead, der sich wie Bühler mit Wundt auseinandergesetzt hat, zu handlungstheoretischen Überlegungen gekommen, die einen psychologischen Elementarismus überwinden und Bedeutungskonstitution sozialpsychologisch verankern. Von den linguistischen Vorläufern müssen vor allem Brugmanns indogermanistische Arbeiten und Philipp Wegeners „Grundfragen des Sprachlebens“ (1885) mit seinen handlungsbezogenen Satzanalysen genannt werden.

Bühler geht aus „von der wesenhaften Strukturgleichheit aller bekannten und untersuchten Menschensprachen; der Singularis *die Sprache* hat einen guten Sinn und ist verifizierbar.“ (Bühler 1965: XXII)

Seine Sprachtheorie ist „axiomatisch“, sie basiert auf Grundsätzen, die als „eine Art transzendentaler Deduktion im Sinne Kants, die notwendig ist und hier erstrebt wird“ (Bühler 1978:28) aufgefasst werden. Sie gehen letztlich als Reduktion aus der empirischen Sprachanalyse hervor (1965:20). In ihnen liegt Buhlers Beitrag zur Universalienforschung, der als solcher bislang kaum gewürdigt wurde

Die beiden ersten Axiome - das Axiom vom „**Organonmodell der Sprache**“ und das Axiom von der „**Zeichennatur der Sprache**“ - sind im Zusammenhang darzustellen.

Das Besondere ist nicht, dass Bühler Sprache als Zeichensystem begreift und das Zeichen in den Mittelpunkt seines berühmten Organonmodells rückt. Darin hat er lose an de Saussure, vor allem aber an die antike Tradition angeknüpft, allerdings mit charakteristischen Nuancen. Seine Erörterung des Zeichenkonzepts am Anfang der „Axiomatik der Sprachwissenschaften“ (1933) setzt etymologisch ein - linguistisch also - und kommt auf die Basisbedeutung „Vor- und Aufzeigen der Dinge“ (Bühler 1933:26). Diese bringt er auf der Sachebene mit natur- und gattungsgeschichtlichen Überlegungen zusammen, wie er sie in den §§ 5 und 6 der „Krise der Psychologie“ (zuerst 1927) und auch schon z.T. in der „geistigen Entwicklung des

---

<sup>5</sup> So jedenfalls Edmonds/Eidinow (2001:79).

Kindes" (zuerst 1918) angestellt hat. Er sieht den „biologischen Quellpunkt der Zeichenproduktion" nicht wie Chomsky im menschlichen Geist, sondern im „Gemeinschaftsleben der Tiere, wo eine situationsgerechte Kooperation von Individuen die *Erweiterung des Horizonts* der gemeinsamen Wahrnehmungen verlangt. Was e i n e s (...) mehr hat an situationswichtigen Wahrnehmungs- und Erinnerungsdaten, aus diesem Fonds wird die Mitteilung bestritten." (Bühler 1933:26) Wo die Wahrnehmung der Autofahrer nicht mehr reicht - so eine Analogie Böhlers - werden zusätzlich Zeichen eingeführt, etwa „Fahrtrichtungszeichen". Für das menschliche Zeigen und Hinlenken gilt aber - anders als für die Tiere - die „Dingkonstanz". Zeichenhaftigkeit fasst Bühler - von Saussure abweichend - als Stellvertretungsrelation i.S. etwa des scholastischen *aliquid stat pro quo*. Das Zeichen hat eine konkrete, wahrnehmbare Seite, das, was es „für sich" ist, unabhängig von der Funktion, und eine abstrakte, nämlich das, was es als Zeichen fungieren lässt. Am Beispiel des Lautes: auf der einen Seite ist er eine wahrnehmbare, messbare materielle Größe, Gegenstand der Phonetik. Andererseits hat er Eigenschaften, mit denen er einen funktionalen, bedeutungsunterscheidenden Beitrag leistet und ist darin Objekt der Phonologie. Jedes Zeichen hat solche „diakritischen" Momente in seiner Gesamtgestalt, die für die Funktionalität verantwortlich sind. Dies ist es, was Bühler „Prinzip der abstraktiven Relevanz" nennt. Es markiert den Anfang der modernen Phonologie, wie sie von Trubetzkoy in den „Grundzügen der Phonologie" (1938) in klassischer Weise ausgearbeitet wurde.

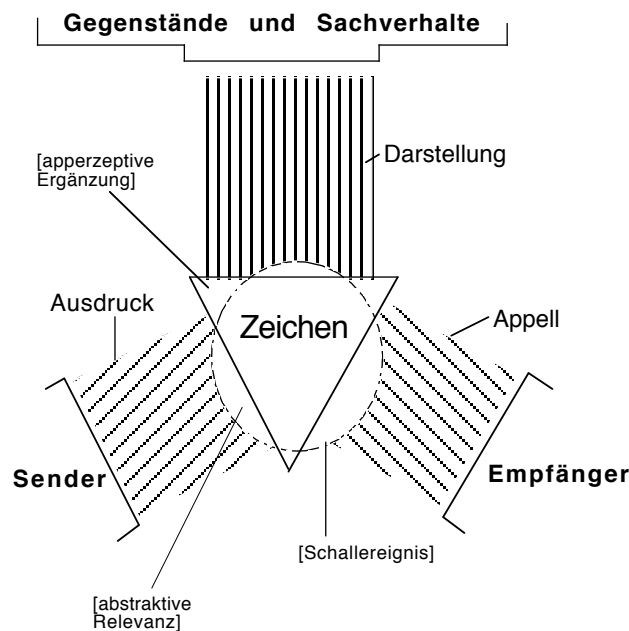
Ein weniger beachtetes, aber ebenso wichtiges Prinzip ist die „apperzeptive Ergänzung": Nie wird alles gesagt, stets muss über das Wahrnehmbare hinaus etwas mit- oder hinzugedacht werden.

Die Zeichen sind „intersubjektive Vermittler (mediale Gebilde in Gemeinschaften)" (1933:29). Was nun das „stat" genauer besagt, ein Repräsentieren, Bedeuten, Vertreten, wird als fraglich durchaus angesprochen, aber Bühler belässt es beim Vertreten. Damit bleibt es bei einem noch immer statischen, den unterschiedlichen Funktionen wie der diachronen Dimension oder den Überlegungen Humboldts nicht gerecht werdenden Zeichenbegriff. Revolutionär ist etwas anderes. Sprache erweist sich im Sprechereignis als „Organon", als Werkzeug, zweckbestimmtes, zweckhaft geformtes und formendes „Gerät". Heute wäre von einem *Medium* zu sprechen. Das konkrete Schallereignis ist Zeichen kraft dreier Dimensionen (vgl. Abb.1 (Bühler 1965: 28), hier ergänzt um die sprachpsychologischen Bestimmungen). Es ist

a) **Symbol** als **Darstellung** von Gegenständen/Sachverhalten aufgrund konventioneller Zuordnung;

b) **Symptom** als **Ausdruck** der Befindlichkeit des Sprechers („Senders");

c) **Signal** als **Appell** an den Hörer („Empfänger").



**Abb.1: Bühlers Organonmodell [erweitert]**

Diese Dimensionen bezeichnen die drei Grundfunktionen, die Sprache hat. Die Darstellungsfunktion war immer schon im Mittelpunkt der Grammatik und Sprachphilosophie. Auch Bühler hält sie für dominant. Tierkommunikation hat nichts Vergleichbares. Die komplementären Bereiche von Dreieck als Zeichen und Kreis als Schallereignis markieren die „abstraktive Relevanz“ bzw. die notwendige „apperzeptive Ergänzung“.

Die Zielgesteuertheit lässt Bühler das Sprechen als menschliches Handeln begreifen. Dies ist der Rahmen, in den sich das Organonmodell einfügt:

„Die Sprache ist dem Werkzeug verwandt; auch sie gehört zu den Geräten des Lebens, ist ein Organon wie das dingliche Gerät, das leibesfremde materielle Zwischending; die Sprache ist wie das Werkzeug ein *geformter Mittler*.“ (1965:XXI) „Die Sprachforschung stößt also im Axiom von der Zeichennatur der Sprache auf das Denkmodell des homo faber, eines Machers und Benützers von Geräten.(...) [Man kann] das Zeichenhafte, welches im intersubjektiven Verkehr verwendet wird, als ein *Orientierungsgerät des Gemeinschaftslebens* charakterisieren.“ (1965:49)

Bühlers Behaviorismuskritik zeigt die Alternativen einer Handlungstheorie, für die Wegener schon vorgearbeitet hatte, der Zweck und Steuerung hervorhebt (1885:67ff.) und konstatiert:

„Eine Handlung beschreiben heisst, sie in ihre einzelnen Momente zerlegen...“ (1885:154). Wegener spricht von „Molekülen“ und „Atomen“ der Handlung (1885:158) und wendet die Handlungsanalyse auf das an, was jeweils in Verbbedeutungen gefasst ist. Bühler sieht Sprachgebilde, Wörter und Sätze als Objekte abstrakter Natur. Für ihn muss die Sprachanalyse bei den kommunikativen Tätigkeiten ansetzen, und sie muss fortschreiten zu den elementaren Einheiten der Grammatik.

Dass für Bühler - anders als für Saussure und Chomsky - auch die Bewegung des Sprechens, der Sprachgebrauch ein zentrales Moment von Sprache ist, zeigt das 3. Axiom, das **Vierfelderschema** zur Aufgliederung des Gegenstandes der Sprachwissenschaft (vgl. Bühler 1976:49ff.). Es lässt sich wie folgt darstellen:

|                                   |                    |                  |
|-----------------------------------|--------------------|------------------|
|                                   | Intersubjektivität |                  |
|                                   | subjektbezogen     | subjektentbunden |
| Abstraktionsgrad                  |                    |                  |
| niedrig formalisiert, anschaulich | 1 Sprechhandlung   | 2 Sprachwerk     |
| höher formalisiert, abstrakt      | 3 Sprechakt        | 4 Sprachgebilde  |

**Abb.2 : Bühlers Vierfelderschema**

Die aktuelle, in die Situation eingelassene Rede eines Individuums mit ihren individuellen Umständen und Zufälligkeiten nennt er „Sprechhandlung“, ein Beispiel sei ein historischer Ausspruch („alea iacta est“). Eine Handlungstheorie, wie sie die Pragmatik heute mit Rehbeins „Komplexem Handeln“ (1977) und seinen Fortentwicklungen oder die Sprachpsychologie mit den Arbeiten Holzkamps oder Herrmanns (z.B. Hermann/Grabowski 1994) zur Verfügung hat, wird auf psychologischer Basis angedeutet. Zum „Aktionsfeld“ gehören zwei „Determinationsquellen: Bedürfnis und Gelegenheit,...innere und äußere Situation“, jede Handlung hat ihre „Aktgeschichte“ (1965:56). Das Handeln eröffnet ein „empraktisches Umfeld“ (52), in dem auch eine sog. Ellipse wie *einmal Köln und zurück* verstanden werden kann.

Wir befinden uns im Saussureschen Sinne im Bereich der „parole“, des empirisch Zugänglichen. Disziplinär zuständig sind Diskursanalyse wie Sprachpsychologie.

Der abstrakte Akt mit seinen allgemeinen Eigenschaften - insbesondere seiner sinnkonstitutiven Leistung - wird unter dem Terminus „Sprechakt“ nur grob skizziert und der Sprachphilosophie überantwortet; offenbar denkt er an Husserls sinnverleihende mentale Akte, die auf Objekt und Erlebnisse gerichtet sind. Edmund Husserl, dem der Prager Strukturalismus durchaus nahestand, entwickelte in den „Logischen Untersuchungen“ (1901) eine Psychologie intentionaler Akte, die auf Brentano basiert. Die Struktur der Welt erscheint in der Intentionalität, in der Dynamik der Dingkonstitution. „Akt“ ist verstanden als „Abkürzung für intentionales Erlebnis“ (Husserl 1980/II:453). Die Dynamik des Prozesses exemplifiziert Husserl so:

„Ich spreche von meinem Tintenfaß, und es steht zugleich das Tintenfaß selbst vor mir, ich sehe es. Der Name nennt den Gegenstand der Wahrnehmung und nennt ihn mittelst des bedeutenden, seiner Art und Form nach sich in der Form des Namens ausprägenden Aktes. Die Beziehung zwischen Namen und Genanntem zeigt in diesem Einheitsstande einen gewissen deskriptiven Charakter, auf den wir schon aufmerksam wurden: der Name mein Tintenfaß „legt sich“ gleichsam dem wahrgenommenen Gegenstande „auf“, gehört sozusagen fühlbar zu ihm. (...)

Also nicht Wort und Tintenfaß, sondern die beschriebenen Akterlebnisse, in denen sie erscheinen, während sie „in“ ihnen gar nichts sind, treten in Beziehung. Aber wie nun dies? Was bringt die Akte zur Einheit? Die Antwort scheint klar. Diese Beziehung ist als nennende vermittelt durch Akte nicht bloß des Bedeutens, sondern des Erkennens, und zwar sind es hier Akte der Klassifikation. Der wahrgenommene Gegenstand wird als Tintenfaß erkannt, und sofern der bedeutende Ausdruck in besonders inniger Weise mit dem klassifikatorischen Akte Eins ist, und dieser wieder als Erkennen des wahrgenommenen Gegenstandes mit dem Wahrnehmungsakte Eins ist, erscheint der Ausdruck gleichsam als dem Dinge aufgelegt und als wie sein Kleid.“ (Husserl 1980/II:24f.)

Aktuell wäre zur Sprechakttheorie von Searle (1969) eine Verbindung herzustellen, die Sprechen als regelgeleitet versteht. Searles Regeln für Sprechakte sind - wie Chomskys Sprachwissen - universell und den Sprechern nicht bewusst; sie beein-

flussen ihr Hintergrundwissen und als real existierende Regelsysteme erklären sie faktisches Handeln.

An dem Zeichenkonzept Saussures kritisiert Bühler, dass Lautbild und Vorstellung assoziiert seien, im Sinn der Assoziationspsychologie, und damit die „langue“ als konkreter, im Kreislauf des Sprechens „lokalisierbarer Gegenstand“ betrachtet werde. Tatsächlich handele es sich aber um eine Idealisierung, vergleichbar der Klasse der Zahlen. Bühler übernimmt Saussures Konzept also nur partiell. „Metzgeranalyse“ und „Stoffentgleisung“ nennt er drastisch die Auffassung, dass „la langue ein ‘Gegenstand konkreter Art’ sei und daß er ‘lokalisiert’ werden könne ‘in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung (=Sachvorstellung) assoziiert’“ (Bühler 1965:58). Bühler vergleicht die Identität von Wörtern mit der von Marke; hier zeige sich, dass die Stofflichkeit bei der Sprache noch weniger relevant sei als bei einer Tafel Schokolade der Marke X. Nur müsse überindividuell der Sprachverkehr wie der Gütertausch gesichert sein.

Bühler fasst das Sprachsystem terminologisch als „Sprachgebilde“, das hinter den konkreten Äußerungen liege und davon ablösbar sei, so auch Saussure. Zuständig sei die Sematologie/Semiotik.

Vom Sprachgebilde unterscheidet Bühler das „Sprachwerk“, das verselbständigte, in seiner Fassung einmalige, situationsentbundene Produkt, das für sich zu betrachten ist, etwa ein Text, ein Gedicht. Die Entstehung ist hier nicht mehr mitgedacht, es bedarf keiner „Zeighilfen“ mehr. Eine solche Situationslösung sieht Bühler schon beim Satz, der den nötigen Kontext für das Verständnis mitbringt. Das Resultat des sprachlichen Handelns ist Objekt der Textwissenschaften.

Bühler nutzt nicht nur für sein „Vierfelderschema“ die Feldmetapher<sup>6</sup>.

Linguistisch folgenreich ist besonders seine Unterscheidung zwischen „Symbolfeld“ und „Zeigfeld“ der Sprache, insbesondere das „Zeigfeld“ liefert einen neuen Analyserahmen für Ausdrücke wie *ich*, *jetzt*, *hier*. An die Uniformität der Betrachtung sprachlicher Ausdrücke, die sich noch in Saussures und seiner heutigen Nachfolger Zeichenkonzeption ausdrückt, wird hier die Axt angelegt, ohne dass Bühler dies in den Konsequenzen recht bemerkt. Denn entgegen dem klassischen Verständnis sind seine Zeigwörter nicht Zeichen, die für etwas stehen. Vielmehr entwickelt er sein Konzept des Zeigfelds gerade aus der sinnlichen Wahrnehmung heraus:

„...an Wegverzweigungen (...) ist weithin sichtbar ein ‘Arm’, ein ‘Pfeil’ errichtet (...), der gewöhnlich einen Ortsnamen trägt. Er tut dem Wanderer gute Dienste, wenn alles klappt, wozu vorweg nötig ist, daß er in seinem *Zeigfeld* richtig steht. (...) ähnlich fungieren Zeigwörter wie *hier* und *dort*.“ (Bühler 1965:79)

Bühler konstatiert,

„daß alles sprachlich Deiktische deshalb zusammengehört, weil es nicht im *Symbolfeld*, sondern im *Zeigfeld* der Sprache die Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision von Fall zu Fall erfährt; und nur in ihm *erfahren kann*. Was ‘hier’ und ‘dort’ ist, wechselt mit der Position des Sprechers genau so, wie das ‘ich’ und ‘du’ mit dem Umschlag der Sender- und Empfängerrolle von einem auf den anderen Sprechpartner überspringt.“ (Bühler 1965:80)

Orientiert wird auf einen sprecherfundierten Raumbereich, in dem sich das präzente Gemeinte befindet. Der deiktische Ausdruck ist sprachlich im Zeigfeld der Einzelsprache verankert und unterstützt somit dimensional die Auffindung des Gemeinten. Das *da* beispielsweise leistet eine Orientierungshilfe kraft Zugehörigkeit zum „Zeigfeld“. Bühlers Feldbegriff ist nicht ganz klar gefasst. Im Ansatz geht es - wie in der psychologischen Tradition seit Lewin - um ein Handeln, das von seiner feldhaft ge-

---

<sup>6</sup> Zur Feldmetapher Ehlich 1999.

dachten Umgebung abhängt. Bühlers Ausgangsbeispiel ist ja ein Wegweiser, der „in seinem Zeigfeld richtig steht“ (Bühler 1965:79) und so dem orientierungsuchenden Wanderer hilft. Andererseits entwickelt er das Konzept eines Zeigfelds der Sprache, das - so auch die Rezeption in der Pragmatik - eine Ordnung der zeigenden Ausdrücke leistet. Wie ist die Ordnung eines solchen Feldes zu denken, das in den Rahmen der Sprachanalyse gehört? Gemäß dem Strukturgedanken erhielt jedes Element seinen Stellenwert im Kontrast zu den einzelsprachlich gegebenen anderen. Tatsächlich ergibt sich eine Ordnung auf der Basis des Zeigwertes, den der Ausdruck im Zeigfeld hat. Grundlage ist die dimensionale Raumaufteilung. Elementar ist eine räumliche Orientierung, die den Sprecherbereich (Nähe, Inneres) von dem Nicht-Sprecherbereich (Ferne, Äußeres) scheidet. Vom Sprecherbereich ausgehend wird dann strukturiert. Je nach seiner Fassung und Größe ergibt sich der Fernbereich wie an *hier* im Verhältnis zu *dort*, *da* zu sehen ist. Der vom Hörer nachzuvollziehende Gebrauch gewinnt also durch ein flexibel gedachtes Feld eine Dynamik. Sie erinnert von ferne an den physikalischen Gebrauch der Feldmetapher, in der ein Feld die Wirkung einer Kraft (elektrisch, magnetisch, Schwerkraft) auf einen Raumbereich bzw. die darin enthaltenen Partikel charakterisiert. In einem Vektorfeld z.B. ist der Effekt richtungsbestimmend, es gibt komplexere Felder mit vielen Dimensionen (Tensorfelder).

Der „Verweisraum“ (Ehlich) hat also eine dimensionale Struktur, die im einfachen Fall (im Deutschen) als Sprecher-Nähe versus Sprecher-Ferne gliedernd wirkt und bis in eine fünfte Dimension entfaltet werden kann, meist indem der Hörer-Bereich weiter dimensioniert wird. Bühler unterscheidet verschiedene Arten des Zeigens, ansetzend bei der „ich-jetzt-hier-Origo“, wie das Vor-Augen-Führen („demonstratio ad oculos“) oder das Zeigen in der Vorstellung („am Phantasma“).

Das Zeigfeld ist somit nicht einfach eine Konfiguration in der sinnlichen Anschauung, sondern ein sprachspezifisches Gliederungssystem der Zeigwörter. Das Verständnis einer deiktischen Prozedur erfordert die Verortung der Deixis im sprachspezifischen Zeigfeld.

Die Spezifizierung dessen, was die Deixis über ihre Grundbedeutung hinaus in die Äußerung als Bedeutungsbeitrag einträgt, geschieht im Rahmen einer interaktiven Applikation im Wissen. Dabei spielt die Funktionsstelle in der Äußerungsstruktur mit. Das kann beispielsweise an den Verwendungen von *ich* gezeigt werden.

Auch wenn ursprünglich nur die Sprechsituation als Verweisraum in Anspruch genommen wurde, so können synchron die Orientierungen auch analog in einem Vorstellungsraum („Deixis am Phantasma“ (Bühler)) erfolgen, ferner kann das diskursiv/textuell aufgebaute aktuelle Wissen weitere Verweisräume bereit stellen. Es bedarf also aus Hörersicht einer Rekonstruktion des beanspruchten Verweisraums als Rahmen für die Orientierung.

In der linguistischen Weiterführung durch Ehlich (1979) kommen insbesondere das Zeigen im Text- oder Diskursraum hinzu. Ehlich verortet das Zeigen in unterschiedlichen „Verweisräumen“ und trennt die Deixis von der „Phorik“, wie sie mit Anaphern (*er*, *sie* etc.) realisiert wird, die eine Orientierung nicht ein-, sondern fortführen.

Zum Symbolfeld der Sprache werden Sprachmittel gerechnet, die ihre „Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision“ gerade nicht von Fall zu Fall in der Situation erfahren, sondern im „synsemantischen Umfeld“, das mit dem „Sprachwerk“ bereitsteht, im „Kontext“ anderer Sprachzeichen mit ihren Werten. Hier kommen die

„syntaktischen und lexikalischen Momente“ (1965: 151) - die „syntagmatischen und paradigmatischen Relationen“ Saussures - ins Spiel. Hier gilt, dass die Sprache „symbolisiert; die Nennwörter sind Gegenstandssymbole.“ (Bühler 1965:150).

Bühler macht deutlich, inwiefern Sprache ein Medium ist, das nicht einfach die Realität abbildet oder in der Bezugnahme direkt erfasst:

„...das sprachliche Darstellungsgerät gehört zu den *indirekt* Darstellenden, es ist ein *mediales* Gerät, in welchem bestimmte Mittler als Ordnungsfaktoren eine Rolle spielen. Es ist nicht so in der Sprache, daß die Lautmaterie kraft ihrer anschaulichen Ordnungseigenschaften direkt zum Spiegel der Welt erhoben wird und als Repräsentant auftritt, sondern wesentlich anders. Zwischen der Lautmaterie und der Welt steht ein Inbegriff medialer Faktoren, stehen (...) die sprachlichen Mittler, steht z.B. in unserer Sprache das Gerät der indogermanischen Kasus.“ (Bühler 1965:151)

Im von der Sprache aufgespannten systematischen Rahmen werden Gegenstände und Sachverhalte in spezifischer Weise und abgegrenzt zu anderen, in diesem System zugänglichen, in die Kommunikation eingeführt. Sie erhalten erst dort als gemeinte und so und so zu verstehende, kognitiv oder perzeptiv zu erfassende, eine - nicht als absolut zu denkende - Präzisierung. Dieser Aspekt der Symbolfeldanalyse ist sprachtheoretisch zentral, findet sich allerdings auch bei anderen Sprachtheoretikern und Sprachpsychologen der Neuzeit.<sup>7</sup>

Mit der Analyse des sprachlichen Zeigens wurde klar, weshalb Bühler ein Handlungskonzept als „Ariadnefaden“ betrachtet hatte, der aus den sprachtheoretischen Labyrinthen herausführen können. Die Zeigwörter sind nicht als Benennungen etc. zu sehen, nicht einmal - gegen Bühler - als Zeichen, sie sind nur im Handlungsprozess zu behandeln und zwar mit der von ihnen ausgelösten Synchronisation beim Hörer. Eine solche Perspektive auf die Wissensverarbeitung erfordern aber auch die anderen Mittel:

„Der Imperativ *komm* [...] ist berufen, eine bestimmte Aktion im Hörer auszulösen.“ (1965:107)

Hier setzt die Weiterführung durch die Funktionale Pragmatik ein. Sie integriert Überlegungen Bühlers in eine handlungsbezogene Sprachtheorie, die auf den klassischen Zeichenbegriff (Repräsentanz) verzichtet. Im Zentrum steht eine Theorie sprachlicher Handlungsmuster, die durch die Kategorie *Zweck* eine gesellschaftliche Fundierung erfährt, sprachpsychologisch die mentale Dimension einbezieht und mit dem Konzept der „Prozeduren“<sup>8</sup> - elementaren Handlungseinheiten - sprachliche Mittel als Momente des Handlungsprozesses auffasst. Das Verständnis von Sprache als geformtes Medium, die systematische Berücksichtigung des Hörers und der Wissensprozesse, die Orientierung auf Gesellschaft und ihre Institutionen unterscheidet den Ansatz von sprecherorientierten, intentionalistischen, regelorientierten oder phänomenologischen Modellen. Ehlich (1991) hat in diesem Rahmen die Zweifelderlehre zur Fünffelderlehre ausgebaut. Alles, was wie die Imperativendung unmittelbar den Hörer lenkt, Interjektionen z.B., wird zum „Lenkfeld“ der Sprache gezählt. Daneben gibt es das „Operationsfeld“ mit Mitteln, die für die interne Sprachverarbeitung ausgebildet sind (z.B. Konjunktoren, Anaphern), schließlich das - von Bühler verworfene - „Malfeld“ mit expressiven Mitteln wie der Tonmodulation.

In den Feldern finden die sprachlichen Mittel als kleinere Handlungseinheiten, von Ehlich „Prozeduren“ genannt, ihre genuine Zweckbestimmung. Die Prozeduren ha-

---

<sup>7</sup> Eine konstruktivistische Wendung des Gedankens schlägt Feilke 1996:61ff. vor.

<sup>8</sup> Zur Begründung der Prozeduren Ehlich 1991.

ben eine spezifische Formseite, lautlich wie syntaktisch, und beinhalten eine spezifische Wissensverarbeitung.

Für Bühler setzt die Grammatik „eine Art von Intersubjektivität des Sprachgerätes voraus“ (1965:XXIV). Eine Entwicklung dieser Auffassung wurde u.a. mit der „Grammatik der deutschen Sprache“ von Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997) und Hoffmann (2003) versucht.

Andere Weiterführungen könnten auf das frühe Werk „Die geistige Entwicklung des Kindes“ (zuerst 1918) zielen, das allerdings in der Untersuchung der Entwicklung des Denkens sehr stark von der Urteilslehre geprägt ist und die Entwicklung aus den „inneren Bedingungen und Bedürfnissen“ (1930:394) hervorgehen lässt, nicht aus dem Eintauchen in einer „fertige Sprache, die es seiner Umgebung nachmacht“ (1930: 394). Die Gefühlstheorien einschließlich der monumentalen von Wundt (1900/1911) hielt Bühler für gescheitert und wies sie - nach seinem Verständnis der Logik der Sache - der Ausdruckstheorie zu, die er in seinem gleichnamigen Werk (1933) in der Form der Forschungsdiskussion behandelte. So blieb das Verhältnis zwischen Sprache und Affekten bei Bühler, der von den behandelten Wissenschaftlern primär für eine Theorie prädestiniert gewesen wäre, theoretisch unterentwickelt. Hier bleibt eine Aufgabe für die Handlungstheorien der Sprache.

Bühlers Werk beschritt neue sprachtheoretische Wege und suchte diskursive Engführungen - darunter solche de Saussures - aufzulösen. Zugleich wurde die Grammatikforschung auf neue Grundlagen gestellt. Dieses beeindruckende interdisziplinäre Projekt konnte aus den eingangs genannten Gründen in seinem Potenzial nicht ausgeschöpft werden. Die Inanspruchnahme des Konzepts einer Axiomatik mag aus heutiger Sicht problematisch erscheinen. Sein Universalismus einer „wesenhaften Strukturgleichheit aller bekannten und untersuchten Menschensprachen“ (Bühler 1965:XXII) bedarf ebenso wie seine Felderlehre theoretischer Weiterführung und empirischer Untersuchung an den Sprachen der Welt.

## 5. Einsichten und Aussichten

Im 19. Jahrhundert war der Sprachwissenschaft Humboldts Blick aufs Ganze der Sprache abhanden gekommen. Die Philologie suchte hinter vorfindlichen Versionen den unverstellten Urtext. Der junggrammatische Positivismus der Leipziger Schule wollte Lautgesetze nach naturwissenschaftlichem Vorbild entdecken.

Es war zu Beginn des 20. Jahrhunderts wichtig, der Sprachwissenschaft einen eigenen Gegenstand und eine fundierende Theorie zuzuweisen. Das hat de Saussures „Cours“ erreicht. Es war ein abstrakter Gegenstand, der hinter dem Sprechen liegt, das Sprachsystem einer Einzelsprache, bei Chomsky eine universalgrammatische Kompetenz, bei Bühler ist es die Quadriga Sprechhandlung-Sprachwerk-Sprechakt-Sprachgebilde im Rahmen seiner Axiomatik, die Sprache als „Organon“ begreift.

Ob das 20. Jahrhundert wissenschaftliche Revolutionen in der Sprachwissenschaft gebracht hat, ist schwer zu sagen, vielleicht ist das auch keine gute Frage. Manches ist wenig vorangekommen, etwa die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken, obgleich der Datenbestand gewachsen ist. Ebenso ist der Zusammenhang von Sprache und Emotion keineswegs hinreichend reflektiert.

Die hier vorgestellten Theorien haben unproduktive Erstarrungen aufgelöst und Vergessenes wieder in den Blick gebracht, zugleich aber auch neue Engführungen erzeugt. Den anthropologischen Blick auf die Sprache, der bei Herder und besonders Humboldt einen Höhepunkt erreicht hat, haben sie allerdings - wengleich in sehr unterschiedlichem Ausmaß - restituiert. Besonders gilt dies für Bühler, der an Kant

und Humboldt anschließt und mit seinem Handlungskonzept einer verständigungsorientierten, sprachpsychologischen Linguistik den Weg weist. Auch Chomsky findet nach kalkülorientiertem Beginn („Syntactic Structures“ von 1957) zu einer Theorie des Mentalen. Er blendet aber zugunsten seines universalgrammatischen Kompetenzmodells Verstehen und Kommunikation aus und kann mit der sprachlichen Bedeutung nichts anfangen. Sein Fokus bleibt auf der harten Formseite der Sprache. De Saussure hatte es in der Umbruchsituation Ende des 19. Jahrhunderts wohl am schwierigsten, die losen Enden neu zu verknüpfen und wohl daher auch großes Unbehagen gegenüber der Publikation seiner sprachtheoretischen Ansichten. Die Brüche - etwa im Konzept der „langue“ - hat er zweifellos gespürt, und ein Zusammendenken mit Humboldts „ergon/energeia“-Dichotomie war ein äußerst komplexes Unterfangen. So kam es zur Veröffentlichung des „Cours“ durch die Schüler, zu den nachgelassenen Texten, die Stoff zu neuem Nachdenken bieten. Letztere spiegeln in ihrer „aphoristischen Denk- und Schreibungsart, die in vieler Hinsicht Wittgenstein vorwegnimmt“ (Jäger 2003:44) die Problemlage.

De Saussure hat aus seiner vergleichend-historischen Arbeit heraus die Umriss eines Zugangs zur Sprache theoretisch formuliert und dabei die Konstitutionsproblematik reflektiert. Es gibt in der Grammatik keine Einzelphänomene, nur systematische Zusammenhänge, die synchron aufzuweisen sind. Das System ist sozial gedacht, als „fait social“, die Sprecher/Hörer kommen als Subjekte vor, die Sprache als natürliche bewegt und ändert sich in der Zeit. In seiner Semiologie sieht de Saussure die Sprache vom Zeichen und zugleich das Zeichen von der Sprache her. Das Zeichen ist nicht materiell zu fassen, es ist eine mentale Einheit, die Laut- und Gegenstandsbild vereint und für den sprachlichen Verkehr, für das Verstehen bestimmt ist. Hier sehen wir nicht nur einen Reflex humboldtscher Überlegungen, sondern ein mentales Medium der Verständigung umrissen. Diese Dimension wurde im funktionalen Strukturalismus der Prager Schule und vom mit dieser Schule verbundenen Bühler unterschiedlich aufgenommen.

Während für Bühler empirischer und epistemischer Bezug immer selbstverständlich waren, blieben in dominanten linguistischen Richtungen Wissen, Realität und das Sprechen ausgeblendet. Das Sprechen erschien allenfalls als Spur des Systems oder der internen Sprache, verunreinigt durch Störeinflüsse etc. Die einzelne Äußerung, das Textexemplar, das Gespräch waren bestenfalls zufällige Belegstücke.

Der Bloomfield folgende Strukturalismus entwickelte Korpustechnologie und Analyseoperationen zur Untersuchung lebender, gesprochener Sprachen, blendete aber den sprechenden Menschen mit Wissen, Kompetenz, Intuition weitgehend aus. Die Semantik wurde verhaltenstheoretisch rekonstruiert.

Leitend für strukturalistische Vorstellungen eines Systemgebildes ist modellübergreifend die Schrift, die mit den Texten von den Bedingungen der Sprechsituation gelöste, schon in der Graphem- und Wortfolge voranalysierte Gebilde und damit ein Modell für die „langue“ lieferte. Die spezifischen Bedingungen der Textualität wurden aber so wenig gesehen wie die Spezifika des Gesprächs.

Die nativistische Richtung sah sich einer Denktradition verbunden, deren wichtigste Stationen Platons Ideenlehre und der dem englischen Empirismus entgegengesetzte Rationalismus von Descartes waren. Wahrnehmung und Erfahrung sind ihr unzuverlässig, unterbestimmt - privilegierten Zugang bietet die menschliche Vernunft. Faszinierend erschien ihr Bild sprachlicher Kreativität, demzufolge fortlaufend völlig neue Sätze geschaffen oder verstanden werden können; dahinter wurde ein humanspezifisches Potential gesehen, das ein ideales wissenschaftliches Objekt ergab.

In den Fokus gelangte eine spezifische Art von Wissen, die unbewusste Sprachkenntnis des „native speaker“.

Der Regelbegriff der Grammatiktradition fasst Äußerungen, wie sie in Texten vorliegen, als Manifestationen des Regelfolgens und ist auf die dahinter liegenden Regeln oder Paradigmen aus. Rationalistisch formuliert ist angemessen, was regelgerecht erzeugt wurde, es muss nicht mehr an der Realität gemessen werden; die Syntax bedarf einer (realistischen) Semantik nicht.

Die Introspektion als alleinige Datenquelle des Nativismus verstellt den Blick auf die reiche Sprachwirklichkeit, zu der der Sprachgebrauch zu institutionellen Zwecken ebenso gehört wie der Ausdruck personaler oder sozialer Identität, der Einsatz im Denkprozess ebenso wie als feinkörniges Instrumentarium der Wissenschaft oder der Poetik. Die vorschnelle Idealisierung auf eine hinter dem Sprechen liegende, eigentliche Wirklichkeit kann als Flucht vor der Vieldimensionalität der natürlichen Sprache verstanden und kritisiert werden.

Die phänomenologisch geprägte Ethnomethodologie und die an der Wegener-Bühler-Austin-Linie orientierte Pragmatik lenkten den Blick zurück auf die Prozessualität des Kommunizierens und die Ordnung von Text und Diskurs.

Pragmatisch gesehen eignen sich die Menschen Sprache in einer vorgefundenen, funktionierenden Praxis des Sprechens und für diese Praxis an. Teil des Lernprozesses ist der Erwerb von Sprach- und Handlungswissen. Was das Medium Sprache in dieser Praxis leistet, wozu es in seinen Formen ausgebildet ist, ist die Bearbeitung von Hörerwissen auf der Basis von Gewusstem, Wahrgenommenem, zu Erschließendem. Das Wissen, das Sprache bearbeitet, liegt ebenso wie das Sprachwissen und das Musterwissen nicht hinter der Sprachwirklichkeit, sondern ist ihr integraler Teil, damit auch Gegenstand der Sprachanalyse.

Die Fokusumlenkung von den Dichotomien *langue-parole*, *System-Gebrauch*, *Regel-Anwendung*, *Kompetenz-Performanz*, *interne-externe Sprache* auf das faktische, situationseingebundene Sprechen und die aus dem Diskurs entbundenen Texte mit ihren Bedingungen führt auf eine Sprache, die als spezifisch menschliche Praxis der Kooperation in Schall und Druckerschwärze existiert.

Systemvorstellungen sperren sich der Dynamik des sprachlichen Handelns, die in ihrer Zeitlichkeit bislang nicht angemessen erfasst ist.

Die Kreativität menschlichen Sprachgebrauchs ist mehr als Rekursion in formalen Sprachen, mit der die rein theoretisch unbegrenzte Länge von Wortketten erfasst werden kann. Sie zeigt sich im Gebrauch von Sprache als universelles zweckgeprägtes Werkzeug, dessen Reichweite alles erfasst, was Menschen mental wie perzeptiv zugänglich, ja was überhaupt denkbar ist. Als Träger des Geistes im Sinne Humboldts ist sie weit mehr als ein bloßes Instrument oder ein Vehikel des Denkens.

Eine Theorie des menschlichen Geistes und des ihm innewohnenden Sprachvermögens erscheint gegenwärtig allerdings fantastisch. Vorstellbar ist sie nur im Zusammenspiel der Wissenschaften, das methodisches Brückenschlagen und neue Ingenieurskunst erfordert. Mit dem Postulieren eines mentalen, natürlichen Objekts ohne empirische Bezüge ist es nicht getan. Dass etwas angeboren ist, was einem rezenten linguistischen Modell entspräche, wäre ein unwahrscheinlicher Zufall. Unstrittig ist, dass das menschliche Sprachvermögen spezifische neuronale Grundlagen hat, sich in Zeitfenstern entwickelt und bestimmte Bahnungen erfahrungsabhängig fixiert. Daraus lässt sich linguistisch allerdings nicht viel bzw. Divergentes ableiten.

Bühler sah Sprache als geformtes Medium. Die Form ist als von den Zwecken im Handeln geprägte zu verstehen, nicht als unabhängiges System mit gänzlich eigener Ordnung. Die Prägung ist dadurch zu erklären, dass - wie Saussure sagt - Sprache immer in der Bewegung von Sprechprozess und historischem Prozess ist, was Ungleichzeitigkeiten, temporäre Verfestigungen und Erstarrungen wie Funktionsverluste und Idiosynkrasien bedingt. Verständnis als Medium heißt auch: Einbezug der Multimodalität, aller Sinne, der Gestik und Mimik, der gesamten Tätigkeit im Zusammenhang der Wissensverarbeitung. Die primäre Existenzform von Sprache ist das Sprechen im Handlungszusammenhang, dessen spezifische Grammatik wir erst allmählich begreifen lernen. Sie ist der schriftorientierten Grammatik vorgeordnet. Bühler setzt im Blick auf die semantische Plastizität der Sprache das Verstehen wieder ins Recht (1965:12ff.), „Horizontenerweiterung“ und „Apperzeption“ sind zentrale Konzepte.

Der „Cours“ hat die Linguistik emanzipieren wollen und sie zugleich abgeschottet. Chomsky hat immer wieder seinen Konstrukten Autonomie zugeordnet, sie als Ganzes zunächst der Psychologie, später der Biologie zugeordnet, was einen Austausch nicht leichter gemacht hat. Ob seine aktuellen Überlegungen zu „Schnittstellen“ da weiterführen, muss abgewartet werden. Bühler hat das Angewiesensein auf die Forschungskooperation der Disziplinen betont: Für ihn „müssen die Fachmänner auf beiden Seiten den Mut aufbringen, jeder dem anderen ins Konzept zu sprechen.“ (1965:111). Und er hat dies auch vorgemacht, er konnte allerdings an den Wissensstand der Nachbardisziplinen anknüpfen.

Sprache ist im Kern unserer Lebenszusammenhänge, unserer Wissensbildung und kulturellen Tradierung. Einfach kann unser Bild von ihr nicht sein. Einsicht in die Natur der Sprache ist Einsicht in die Natur des Menschen, der - so Herder 1772 - ein „Gewebe zur Sprache“ (1972: 450) ist.

## 6. Literatur

- D.A. Edmonds/J.A. Eidinow (2003) Wie Wittgenstein Popper mit dem Feuerehaaken drohte. Frankfurt: Fischer Taschenbuch
- J.L. Austin (1972dt./1962) Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam
- K. Bühler (1930<sup>6</sup>/1918) Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena: G. Fischer
- K. Bühler (1978/1929) Die Krise der Psychologie. Frankfurt: Ullstein
- K. Bühler (1933) Ausdruckstheorie. Jena: G. Fischer
- K. Bühler (1976<sup>3</sup>/1933) Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. Frankfurt: Klostermann
- K. Bühler (1965/1934) Sprachtheorie. Jena: G. Fischer
- N. Chomsky (1973dt./1957) Strukturen der Syntax. The Hague: Mouton
- N. Chomsky (1969dt./1965) Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt: Suhrkamp
- N. Chomsky (1971dt./1966) Cartesianische Linguistik. Tübingen: Niemeyer
- N. Chomsky (1981) Lectures on Government and Binding. Dordrecht: Foris
- N. Chomsky (1986) Knowledge of Language: its Nature, Origin and Use. New York: Westport
- N. Chomsky (1996dt./1988) Probleme sprachlichen Wissens. Weinheim: Beltz
- N. Chomsky (1995) A Minimalist Program for Linguistic Theory. Cambridge: MIT
- Chomsky, N. (2000a): New Horizons in the Study of Language and Mind, Cambridge: University Press

- Chomsky, N. (2000b): *The Architecture of Language*. Oxford: University Press
- Chomsky, N. (2002): *On Nature and Language*. Cambridge: University Press
- E. Coseriu (1967) Georg v.d. Gabelentz und die synchronische Sprachwissenschaft. In: *Word* 23, 74-100.
- D. Davidson (1990dt./1986) *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt: Suhrkamp
- K. Ehlich (1979) *Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln*. Frankfurt: Lang
- K. Ehlich (1991) *Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse - Ziele und Verfahren*. In: Flader, D. (Hg.) *Verbale Interaktion*. Stuttgart. Metzler 127-143. Wieder in: Hoffmann, L. (Hg.)(2000<sup>2</sup>) *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin/New York, 183-202
- K. Ehlich (1998) *Medium Sprache*. In: H. Strohner/L. Sichelschmidt/M. Hielscher (Hg.) *Medium Sprache*. Frankfurt: Lang, 9-21.
- K. Ehlich (1999) *Sprachliche Felder*. In: R. Freudenberg-Findeisen (ed.) *Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik*. München: Iudicium, 39-52
- A. Eschbach (Hg.)(1984) *Bühler-Studien*. Frankfurt: Suhrkamp
- H. Feilke (1996) *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt: Suhrkamp
- G. Frege (19754) *Funktion. Begriff. Bedeutung*. Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht
- G. Frege (19832) *Nachgelassene Schriften*. Hamburg: Meiner
- G. Frege (19863) *Logische Untersuchungen*. Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht
- G. v.d.Gabelentz (1969/1901) *Die Sprachwissenschaft*. Tübingen: Narr
- G. Grewendorf (1995) *Sprache als Organ Sprache als Lebensform*. Frankfurt: Suhrkamp
- H.P. Grice (1989) *Studies in the Way of Words*. Cambridge: Harvard University Press
- M. Haspelmath (2002) *Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik*. In: Krämer/König (Hg.), 262-286
- J.G. Herder (1972/1772) *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. In: E. Löwenthal (ed.) *Sturm und Drang. Kritische Schriften*. Heidelberg: Schneider, 399-507
- Th. Herrmann/J. Grabowski (1994) *Sprechen*. Heidelberg: Spektrum
- L. Hoffmann (1996) *Satz*. In: *Deutsche Sprache* 3, 193-223
- L. Hoffmann (1998) *Grammatik der gesprochenen Sprache*. Tübingen: Groos/Narr Verlag
- L. Hoffmann (ed.)(2000<sup>2</sup>) *Sprachwissenschaft*. Berlin/New York: de Gruyter
- L. Hoffmann (ed.)(2003) *Funktionale Syntax*. Tübingen: Stauffenburg
- L. Hoffmann (2004) *Universalgrammatik*. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* (im Ersch.)
- W.v. Humboldt (1903-1906/1810-11) *Einleitung in das gesamte Sprachstudium*. In: W.v. Humboldt. *Gesammelte Schriften* (Hrsg. von der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften. Abt.1-4) Bd.7/II. *Paralipomena*. Berlin Akademie
- W. v. Humboldt (1967) *Werke III. Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- W. v. Humboldt (2004) *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*. Hg. von Chr. Stetter. Frankfurt: Philo
- E. Husserl (1980/19212) *Logische Untersuchungen*. Tübingen: Niemeyer
- L. Jäger (1976) *F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache*. in: *Linguistik und Didaktik* 27, 210-244
- L. Jäger (2003) *Wissenschaft der Sprache*. In: F. de Saussure (2003) *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Frankfurt: Suhrkamp, 11-55

- R. Jakobson (1988/1962) Zeichen und System der Sprache. In: R. Jakobson. Semiotik. (E. Holenstein ed.) Frankfurt: Suhrkamp, 427-436
- G. Kochendörfer (2000) Simulation neuronaler Strukturen der Sprache. Tübingen: Narr
- S. Krämer (2001) Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Frankfurt: Suhrkamp
- S. Krämer/E. König (Hg.) (2002) Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt: Suhrkamp
- H. Paul (1975/1880) Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen: Niemeyer
- S. Pinker (1996) Der Sprachinstinkt. München: Kindler
- H. Putnam (1991dt./1988) Repräsentation und Realität. Frankfurt: Suhrkamp
- J. Rehbein (1977) Komplexes Handeln. Stuttgart: Metzler
- J. Rehbein (1994) Theorien, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: G. Brüner/G. Graefen (Hg.) Texte und Diskurse. Westdeutscher Verlag: Opladen, 25-67
- F. de Saussure (1985/1916) Cours de linguistique générale. Édition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris: Payot.
- F. de Saussure (1967) Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Übersetzt von Hermann Lommel. Berlin/New York: de Gruyter
- F. de Saussure (1997) Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt: Suhrkamp
- F. de Saussure (2003) Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von L. Jäger. Frankfurt: Suhrkamp
- Th. M. Scheerer (1980) Ferdinand de Saussure. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- H.J. Schneider (1999) Phantasie und Kalkül. Frankfurt: Suhrkamp
- H. Schnelle (1996) Die Natur der Sprache. Berlin/New York: de Gruyter
- J.R. Searle (1969/1971dt.) Sprechakte. Frankfurt: Suhrkamp
- J.R. Searle (1979/1982dt.) Ausdruck und Bedeutung. Frankfurt: Suhrkamp
- P. Suchsland (Hg.) (1992) Biologische und soziale Grundlagen der Sprache. Tübingen: Niemeyer
- J. Trabant (1990) Traditionen Humboldts. Frankfurt: Suhrkamp
- Ph. Wegener (1885) Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle: Niemeyer
- L. Wittgenstein (1989) Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus. Kritische Edition. Hg. von B. McGuinness u. J. Schulte. Frankfurt: Suhrkamp
- L. Wittgenstein (2001) Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Hg. von J. Schulte. Frankfurt: Suhrkamp
- L. Wittgenstein (1984) Werkausgabe. Bd.8. Bemerkungen über die Farben. Über Gewißheit. Zettel. Vermischte Bemerkungen. Frankfurt: Suhrkamp
- W. Wundt (1911<sup>3</sup>/1900) Völkerpsychologie. Erster Band. Die Sprache Erster Teil. Leipzig: Engelmann
- G. Zifonun/L. Hoffmann/B. Strecker (1997) Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter

Prof. Dr. Ludger Hoffmann  
 Universität Dortmund  
 Institut für deutsche Sprache und Literatur  
 Emil-Figge-Str. 50  
 44227 Dortmund  
<http://home.edo.uni-dortmund.de/~hoffmann/>

